

als solche. Das gleiche gilt von der vorhin genannten Gruppe. Die Kirche selbst wird sich hier auf die grundsätzliche Beeinflussung beschränken. In welchem Maß die freien katholischen Organisationen ihr Verhältnis zur kirchlichen Hierarchie über das notwendige Maß der Unterordnung unter die kirchliche Lehr- und Hirtengewalt hinaus gestalten, ist eine Frage ihrer frei zu bestimmenden Statuten. Es ist selbstverständlich, daß um der Wahrung der Einheit der kirchlichen Arbeit willen die kirchliche Hierarchie jene Formen der Koordination der in der Kirche stehenden Gruppen schaffen oder approbieren kann, die der geschichtlichen Wirklichkeit und der Sachgerechtigkeit entsprechen.

Bei all diesen Fragen geht es nicht nur um Organisationsprobleme, sondern auch darum, im sozialen Erscheinungsbild der Kirche in der Welt jene Freiheit sichtbar werden zu lassen, die ihrem geisterfüllten Wesen entspricht und die allein die Kirche in unsern Tagen instand setzt, Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft zu sein, deren Ordnung die der Freiheit ist.

Harzreise im Winter

GERHARD MÖBUS

In der Morgenfrühe des 29. November 1777 machte sich Goethe auf und begann den Ausritt, der unter dem Namen der Harzreise im Winter bekannt geworden ist. Der Dichter nennt sie zwei Tage zuvor im Tagebuch die heimliche Reise. Sie wird zumeist erwähnt, wenn es darum geht, das Gedicht zu erklären, das „Harzreise im Winter“ heißt. Goethe selbst ließ sie Jahrzehnte später (1821) als eine Zweckreise erscheinen, die ihn in die Bergwerke bei Clausthal und nach Wernigerode zu Plessing führen sollte. Widersprüche in dieser Darstellung der Winterreise weisen darauf hin, wie sehr sie Deutung einer Dichtung in später Sicht und Spiegelung ist. In Wahrheit hat die Winterreise ihren Ursprung in der Tiefe eines Seelenzustandes, wie ihn ein Satz des Briefes erschließt, den Goethe im Augenblick des Aufbruchs für Frau v. Stein niederschreibt: „Ich bin in wunderbar dunkler Verwirrung meiner Gedanken.“ Und die Briefe an Charlotte von Stein sowie die gleichzeitigen Eintragungen ins Tagebuch zeigen, daß die Harzreise im Winter im Leben Goethes ein *inneres Ereignis* erster Ordnung gewesen ist.

Welcher Art dieses innere Ereignis ist und wohin die Reise innerlich führt, eröffnen die Lebenszeugnisse aufs eindrucksvollste. Der Reisende sagt von sich unter dem 6. 12. 1777: „Mir ists eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen, es ist mir, als wenn ich mein Verhältnis zu den

Menschen und Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich höflich gegen jedermann, und bin überall wohl aufgenommen. Mit Frauens hab ich noch gar nichts zu schaffen gehabt. Eine reine Ruh und Sicherheit umgibt mich, bisher ist mir noch alles zu Glück geschlagen, die Luft hellt sich aus, es wird diese Nacht sehr frieren.“ Goethe hat also diese Reise begonnen wie die berühmtere Italienreise, unter fremdem Namen, und er hat auch weiterhin Beruf und Herkunft sorgfältig geheim gehalten.

Damit tritt zugleich eine veränderte Einstellung zu Welt und Menschen in den Vordergrund. So heißt es (4. 12. 1777): „Wie sehr ich wieder, auf diesem dunklen Zug, Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren in un — —, ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.“ Und am 9. 12. 77: „Es ist gar schön. Der Nebel legt sich in leichte Schneewolken zusammen, die Sonne sieht durch, und der Schnee über alles macht wieder das Gefühl von Fröhlichkeit. In meiner Verkappung seh ich täglich, wie leicht es ist, ein Schelm zu sein, und wieviel Vorteile einer, der sich im Augenblick verleugnet, über die Selbstigkeit der Menschen gewinnen kann. Niemand macht mir mehr Freude als die Hundsfütter, die ich nun so ganz vor mir gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen lasse. Den Nutzen aber, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, daurendes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzieht.“ Die Gestimmtheit im Verhältnis zu den Menschen mag wechseln, so daß einmal der Ton einer liebenden Bewunderung für den einfachen Menschen vorherrscht, dann die leise spottende Überlegenheit des Versteckspiels hervortritt. Die Grundstimmung ist doch die einer fortschreitenden inneren Verwandlung: sie mutet Goethe selbst an wie ein Klimawechsel; dann wie die Belebung nach einem kalten Bad. Es ist ihm, als fühle er sein Verhältnis zu den Menschen und Sachen weit wahrer; er fühlt sich von einer reinen Ruhe und Sicherheit beseelt. Die Beruhigung findet ihren Ausdruck auch in der Notiz des Tagebuchs (8. 12. 77): unendlich geschlafen. Der innere Widerspruch gegen diesen Zustand, in dem die Bindung an die Weimarer Welt wirksam wird, ist in dem Geständnis ausgesprochen (7. 12.): „Nur die Einsamkeit will mir doch nicht recht, ich habs sonst besser gekonnt, bei euch verwöhn ich mich, ich möchte doch in manchen Stunden wieder zu Hause sein.“ Indessen ist der Zug zur Einsamkeit in seiner Seele mächtiger, und es wird ihm immer freier und fröhlicher zumute, je weiter ihn die Reise fortführt.

Wohin diese Reise, die äußerlich eine Entfernung aus der gewohnten Gesellschaft darstellt, innerlich führt, in welche Landschaft der Seele, erschließen die Briefe vom 9., 10. und 11. Dezember. In ihnen heißt es: „d. 9. Dez.

Abends Altenau. Was die Unruhe ist, die in mir stickt, mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben. Wenn ich so allein bin erkenn ich mich recht wieder, wie ich in meiner ersten Jugend war, da ich so ganz allein unter der Welt umhertrieb. Die Menschen kommen mir noch ebenso vor, nur macht ich heute eine Betrachtung. Solang ich im Druck lebte, solange niemand für das, was in mir auf und abstieg, einig Gefühl hatte, vielmehr, wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen — Es läßt sich nicht so sagen, ich müßte ins Detail gehen — da war ich elend, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen. Jetzt ist kurios, besonders die Tage her in der freiwilligen Entäußerung, was da für Lieblichkeit, für Glück drinne steckt . . .

Liebes Gold, ich habe an keinem Orte Ruh, ich habe mich tiefer ins Gebirg gesenkt, und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde . . .

Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war, meine Mutter schlug damals in der äußersten Not ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen. Sie fand für den Augenblick Trost, und in der Folge manche Freude an dem Spruche.

Sie sehn, was für Zeug mir durcheinander einfällt.

Daß ich jetzt um und in Bergwerken lebe, werden Sie vielleicht schon erraten haben. Gestern, Liebste, hat mir das Schicksal wieder ein groß Kompliment gemacht. Der Geschworne war einen Schritt vor mir von einem Stück Gebirg zu Boden geschlagen; da er ein sehr robuster Mann war, so stemmte er sich, da es auf ihn fiel, daß es sich in mehr Stücken auseinander brach und an ihm hinabrutschte; es überwältigte ihn aber doch, und ich glaubte, es würde ihm wenigstens die Füße sehr beschädigt haben, es ging aber so hin. Einen Augenblick später so stund ich an dem Fleck, denn es war eben vor einem Ort, den er mir zeigen wollte, und meine schwanke Person hätt es gleich niedergedrückt, und mit der völligen Last gequetscht. Es war immer ein Stück von fünf, sechs Zentnern. Also daß ihre Liebe bei mir bleibe, und die Liebe der Götter.“

Im Brief vom nächsten Tag heißt es dann: „Nachts gegen 7. Was soll ich vom Herren sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? Im Augenblick, wo mir alle Prose zur Poesie und alle Poesie zur Prose wird. Es ist schon nicht möglich, mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist, wie soll ichs mit dem spitzen Ding hervorbringen. Liebe Frau, mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß, so ists so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen. Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon.

Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist — — Und die Demut, die sich die Götter zu verherrlichen einen Spaß machen, und die Hingegebenheit von Augenblick zu Augenblick, die ich habe, und die vollste Erfüllung meiner Hoffnungen.

Ich will Ihnen entdecken: sagen Sie's niemand: daß meine Reise auf den Harz war, daß ich wünschte, den Brocken zu besteigen, und nun, Liebste, bin ich heut oben gewesen, ganz natürlich, ob mirs schon seit acht Tagen alle Leute als unmöglich versichern. Aber das *Wie*, von allem, das Warum, soll aufgehoben sein, wenn ich Sie wiedersehe. Wie gerne schrieb ich jetzt nicht.

Ich sagte: ich hab einen Wunsch für den Vollmond. — Nun, Liebste, tret ich vor die Tür hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir, und ich war oben heut und habe auf dem Teufels Altar meinem Gott den liebsten Dank geopfert. Ich will die Namen ausfüllen der Orte. Jetzt bin ich auf dem sogenannten Torfhouse, eines Försters Wohnung zwei Stunden vom Brocken.“

Wie der Aufstieg vor sich gegangen war, berichtet der Brief vom nächsten Tage: „Heut früh bin ich vom Torfhouse über die Altenau wieder zurück und habe Ihnen viel erzählt unterwegs, o, ich bin ein gesprächiger Mensch, wenn ich allein bin.

Nur ein Wort zur Erinnerung. Wie ich gestern zum Torfhouse kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und diskursive redete ich vom Brocken, und er versicherte mir die Unmöglichkeit, hinauf zu gehn, und wie oft er sommers oben gewesen wäre und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so sagt er, ists auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehn. Und wer nicht alle Tritte weiß ppp. Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt und der zu wenig schlägt. Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: nun können Sie den Brocken sehn; ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar wie mein Gesicht im Spiegel, da ging mir das Herz auf und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden? Und er sagte: ich will mit Ihnen gehn. — — Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudentränen, und wärs nicht an Sie, hielt ich's für Sünde, es zu schreiben. Ich habs nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach. Adieu. Morgen geh ich von hier weg. Sie hören nun aus andren Gegenden von mir . . .“

Das Tagebuch fügt dem hinzu: „d. 10. früh nach dem Torfhouse. Einviertel nach Zehn auf den Brocken. Einviertel nach Eins droben; heitrer, herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben alles heiter. *Was* ist der Mensch, daß du sein *gedenkest*. Um Viere wieder zurück . . .“

Überschaute man das Ganze, so heben sich die Umrisse einer Seelenlandschaft ab, wie sie in dieser Weise beim Weimarer Goethe nirgendwo sonst mehr zu Tage kommt. Der Brief aus Altenau (9. 12. 77) beschreibt das seelische Geschehen Zug um Zug. Goethe fühlt sich von innerer Unruhe ergriffen; ihr Ursprung wird offenbar: „Wenn ich so allein bin, erkenn ich mich recht wieder, wie ich in meiner ersten Jugend war, da ich so ganz allein unter der Welt umhertrieb.“ Der Weg, der ihn äußerlich von Weimar fortführt, führt Goethe innerlich zu sich selbst hin; er tritt aber sich selbst gegenüber in einer Begegnung mit der Gestalt seiner Jugend: die Einsamkeit seiner Reise beschwört ihm die Einsamkeit seiner Jugend. Die Lauterkeit seines Herzens hatte ihm damals wegen der Anmaßung und der Ansprüche, die dem Jugendlichen eigen sind, nicht die rechte Frucht getragen; jetzt wird er mit Überraschung inne, was für Lieblichkeit und Glück in der Einsamkeit liegt, die er nun als freiwillige Entäußerung auf sich nimmt. In der Seelenstimmung dieser Wiederbegegnung mit der eigenen Jugend steigt die Erinnerung an das Erlebnis auf, von dem die Sätze berichten: „Es ist eben um die Zeit, wenig Tage auf ab, daß ich vor neun Jahren krank zum Tode war; meine Mutter schlug damals in der äußersten Not ihres Herzens ihre Bibel auf und fand, wie sie mir nachher erzählt hat: Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Das war in der schweren Krankheit geschehen, die Goethe nach seiner Rückkehr aus Leipzig zum Entsetzen seiner Angehörigen niedergeworfen hatte. Die Mutter hatte in ihrer Angst in der Bibel Trost gesucht und gefunden. Der Vorfall hatte den Sohn so beeindruckt, daß er ihm fast ein Jahrzehnt später noch gegenwärtig ist. Dazu gehört ein entsprechendes Ereignis, das sich der Mutter tief eingeprägt hat und das sie dem Sohn nach seiner schweren Erkrankung im Jahre 1801 ins Gedächtnis ruft. Da schreibt sie in ihrer Antwort auf Goethes ersten eigenhändigen Brief nach überstandener Todesgefahr (7. 2. 1801): „Vermutlich ist Dir aus dem Sinne gekommen, was Du bei Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das Dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, aufschlugst — Du schriebst mirs und Du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute: Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht — *dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest*, denn du wirst ausbrechen, zur rechten und zur linken. Jesaia 54 V. 3. 4. Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner wieder festgesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat.“

Der Glaube und die Hoffnung, Gott, in dessen Händen alles ist, werde sprechen und den tieferen Sinn der Stunde erschließen, ist in diesem Verhalten der Mutter und des Sohnes lebendig. Der Brauch, sich solcherweise in der Heiligen Schrift Rat und Trost zu holen, läßt freilich den Weg zu abergläubischem Mißbrauch offen, für den das heilige Trostwort zum Orakel wird. Welcher Art aber diese Frömmigkeit für den jungen Goethe war, zeigt die Antwort, die er in Straßburg auf die Frage eines Freundes gegeben hat, der

sich mit Heiratsgedanken trug und ihn um Rat gebeten hatte. Wir lesen auf diese Bitte hin in dem Brief an A. Trapp vom 28. 7. 1770 das Folgende: „Lieber Freund, diese allgemeinen Betrachtungen machen weder den einen noch den andern gescheuter als er ist, und Ihren Spezialfall kenne ich viel zu wenig, um nur Einen richtigen Gedanken haben zu können. Überhaupt ist dieses eine von den Gelegenheiten, wo unsre Klugheit, Weisheit, Grübeleien oder Unglauben, wie Sie es nennen wollen, am wenigsten ausgerichtet. Wer nicht wie Elieser, mit völliger Resignation in *seines* Gottes überall einfließenden Weisheit, das Schicksal einer Welt dem Trinken der Kamele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen. Denn wie sollte dem zu raten sein, der sich von Gott nicht will raten lassen . . .“

Ich könnte manches schöne Blümgen, manchen guten moralischen Gedanken, auch wohl manchen politischen, bei dieser Gelegenheit anbringen, wenn ich den Wert der Worte nicht so gut kannte. Reflexionen sind eine sehr leichte Ware, mit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine einzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir inzwischen *einen* Herren nennen, bis wir ihn *unsern* Herrn betiteln können, und wir sind mit unzähligen Wohltaten überschüttet . . .“

Das Beispiel des Elieser, der im Auftrag Abrahams für Isaak zur Brautwerbung ausgezogen ist, zeigt, daß es sich im vertrauenden Ausschauen auf ein Zeichen Gottes nicht um ein leichtfertiges Spiel mit dem Zufall handelt. Elieser betet zu Gott, er möge sich Abraham gnädig erweisen: „Herr, Gott Abrahams, meines Herrn, füge mir's doch heute und zeige Dich gnädig meinem Herrn Abraham. Siehe, ich stehe hier an der Quelle, und die Töchter der Stadtbewohner kommen heraus, um Wasser zu schöpfen. Das Mädchen nun, dem ich sage: Neige doch deinen Krug, daß ich trinke, und das spricht: Trinke, und deine Kamele will ich auch tränken, die hast Du Deinem Diener Isaak bestimmt; und daran will ich erkennen, daß Du Dich meinem Herrn gnädig erzeigst. — Und es geschah, noch bevor er ausgeredet hatte, da kam Rebekka heraus . . .“ Das Gebet wird dem Elieser erfüllt: Rebekka gibt ihm zu trinken, und sie hört nicht auf, Wasser aus der Quelle zu schöpfen, bis sie alle seine Kamele getränkt hat. Mit dem Hinweis auf dieses Geschehen will der junge Goethe das Anliegen des Freundes nicht einem günstigen Zufall überlassen, sondern er sieht in seinem Vorhaben eine Entscheidung, die über sein und überhaupt über menschliches Wissen hinausgeht. Gottesglaube und Gebet müssen vertrauensvoll Gott anheimgeben, was Menschenkräfte übersteigt. Das helfende Zeichen, das also Goethe und seine Mutter im Gotteswort für ihren Lebensweg suchen, hat nicht wie für den Abergläubischen Macht aus sich selbst, sondern es wird als ein übernatürliches Geschehen genommen, in dem sich das Gebet des Menschen und die Gnade Gottes dort vereinen, wo vom Menschen Entscheidungen gefordert werden, die über Menschenkräfte gehen. Bedingung ist damit, auf den Menschen hin gesehen, eine tiefe Ergebung in den Willen Gottes, dem alles anheimgegeben ist.

Hat man sich das vergegenwärtigt, dann ist offenbar, was es heißt, daß

Goethe im Zuge seiner Wiederbegegnung mit der Gestalt seiner Jugend, wie sie ihm auf dieser Winterreise widerfährt, unversehens eine Erinnerung an die Mutter und ein Bibelwort ins Bewußtsein tritt. Der Zusammenhang, in dem das Auftauchen der Erinnerung an die Mutter und ihre Bibel mit dem Seelenzustand Goethes in diesen Dezembertagen des Jahres 1777 steht, erschließt sich im Blick auf die herausgehobenen Briefstellen. Geradezu hymnische Töne wurden da angeschlagen (10.12): „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? Im Augenblick, wo mir alle Prose zur Poesie und alle Poesie zur Prose wird.“ Gehen wir dem nach, was dem Dichter so das Herz erfüllt, daß ihm die Sprache versagt, so bringen uns die Worte auf die Spur: „Mit mir verfährt Gott wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein, so ist's so, und umgekehrt auch, und mehr als alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen. Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon. Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist — Und die Demut, die sich die Götter zu verherrlichen einen Spaß machen, und die Hingegebenheit von Augenblick zu Augenblick, die ich habe, und die vollste Erfüllung meiner Hoffnungen.“ Diese Spur führt überraschend an die Stelle zurück, wo wir den jungen Goethe auf den Wegen Eliesers wandelnd fanden. Es ist sein eigenes Wort, daß Gott mit ihm verfare, wie mit seinen alten Heiligen. Was im vorherigen Briefe in der Erinnerung an die Mutter aufgestiegen war, ihr Gebet um ein Zeichen Gottes, wird hier als Ereignis aus dem eigenen Leben berichtet. Die seelische Mutternähe deutet sich zugleich unmittelbar an in der Wendung von der „mehr als übermütterlichen Leitung zu meinen Wünschen“.

Die Eigenart der Seelenstimmung, aus der die Worte und das ganze Geschehen der Winterreise kommen, ist im letzten erst dann zu begreifen, wenn sie im Zusammenhang mit der innigen und innerlichen Religiosität des jungen Goethe gesehen werden. Dann gewinnt es sein eigentliches Gewicht, daß von der Demut die Rede ist, die die Götter verherrlichen, wie von der Hingegebenheit von Augenblick zu Augenblick. Dann wird der Vorfall mit dem herabschlagenden Gestein in der tieferen Bedeutung sichtbar, die ihm Goethe zuspricht. Und der Aufstieg auf den winterlichen Brocken bringt etwas ganz anderes als etwa die Genugtuung über eine bis dahin von niemand vollbrachte Leistung. Das Wort Goethes, daß sein Dasein symbolisch sei, trifft in besonderer Weise auf dieses ihn zuinnerst erregende Ereignis des Brockenanstiegs zu: sein Gelingen dient ihm zum Zeichen wie dem Elieser am Brunnen. Wohl redet er von den Göttern, um aber auszudrücken, wie ihm zuinnerst ums Herz ist, weiß er kein besseres Bild als das biblische des Menschen vor Gott und des Königs vor dem Propheten. Das Flehen seines Herzens in der Ungewißheit ist dem Gebet der Mutter nahe, die bei Gott in ihrer Not sich Trost gesucht hat. Das Erlebnis der Höhe hat seinen Ausdruck wiederum in einem Bibelwort gefunden: in der herrlichen Klarheit des Himmels

über den Wolken und den Nebeln der Tiefe überkommt es ihn: *Was* ist der Mensch, daß Du sein *gedenkest*.

Es ist sehr bezeichnend, wie Goethe diesem seelischen Geschehen selbst nicht ohne ein leises Erstaunen gegenübergestanden hat. Er nennt seinen Zustand in diesen Tagen „kurios“ und die aufsteigenden Erinnerungen „Zeug“, das ihm „durcheinander“ einfalle. Für ihn selbst überraschend, beginnt in der Stille der einsamen Reise eine Stimme der Tiefe zu sprechen, die in Weimar im Getriebe der Gesellschaft und der Geschäfte immer mehr verstummt war. Das innere Ereignis dieser Winterreise ist, daß Goethe sich in jenen Tagen unversehens in die Seelenlandschaft seiner Jugend zurückgefunden hat und in ihr dem Gott seiner Jugend wiederbegegnet ist, der der Gott seiner Mutter und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist. Die Aufzeichnungen aus den Tagen dieser Reise bezeugen die Nähe des Gottes der Psalmen und Propheten.

Goethe ist nach Weimar zurückgekehrt, und die innere Welt der Winterreise ist mehr und mehr versunken. Mit der Welt Weimars dringt die Gedankenwelt des Zeitalters der Aufklärung als Wielandische Eleganz, Herdersche Theologie und Winckelmannsche Antike beherrschend in die Lebenswelt Goethes ein, dessen Daseinsform sich von Jahr zu Jahr der anspruchswosen und unmittelbaren Lebensweise, der er sich während der Winterreise so beglückt hingeegeben hatte, mehr entfremdet zugunsten einer Lebensform, in der das Dasein mit der höchsten Kunst nach allen Seiten hin gesichert und geschlossen wird. Damit erheben sich in seinem Geist die Götter, die in den Briefen der Harzreise wie wesenlose Schatten erscheinen, zu jener Übergröße, die ihren leibhaften Ausdruck in den Riesenbildern gefunden hat, die der Besucher seines Hauses in Weimar noch heute mit Erstaunen wahrnimmt.

Die Heilige des Trecento

G. FRIEDRICH KLENK SJ

Um das politisch-soziale Charakterbild der Heiligen von Siena zu begreifen, muß man es auf dem Hintergrunde der Krise ihres Jahrhunderts sehen.¹

Es ist nicht leicht, dieses 23. Kind des Sienesischen Färbers Jakob Benincasa zu beurteilen. Über ihre Heimat und die ganze Toskana wehte damals

¹ Katharina erblickte um das Jahr 1347 als das dreiundzwanzigste Kind des Ehepaares Benincasa mit einer Zwillingschwester das Licht der Welt. Sie blieb nicht das Jüngste der Kinder, zwei Jahre danach wurde noch ein 25. und letztes, eine Schwester geboren. 1363 wurde sie als Mantellatin oder Mitglied des 3. Ordens des heiligen Dominikus eingekleidet.